

Der Anfang von Westfalens Christianisierung.

Von E. Knodt, Professor am theolog. Seminar in Herborn.

„Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen,“ so konnte man schon von manchem Orte und mancher Gegend unsers deutschen Vaterlandes sagen, als es in dem Westfalenlande in christlicher Hinsicht noch finster war, und die dort wohnenden Heiden noch in den Schatten des Todes saßen. Nachdem schon im zweiten Jahrhundert gar manche römische Stadt am Rhein und an der Mosel in sich Bekenner Jesu Christi und kleine Gemeinden barg, welche sich aus Kaufleuten, Handwerkern, Soldaten und Sklaven, welche aus Italien, Griechenland und Spanien eingewandert waren, gesammelt hatten, aber wegen ihrer fremden Sprache ohne Einfluß auf die deutsche Umgebung geblieben waren, nachdem die Franken schon längst, freilich vielfach nur äußerlich zum Christentum übergetreten waren und auch schon in Friesland hier und da Christus gepredigt wurde, diente das die Westfalen in sich schließende Sachsenvolk noch seinen Göttern.

Der Name der Sachsen tritt uns zuerst in frühester Zeit am nördlichen Ufer der untern Elbe entgegen, und es scheint, als ob dieser Name, zuerst einem aus dem skandinavischen Norden siegreich eingedrungenen Völkerstamm angehörend, sich nachher auch auf die in ihren Wohnsitzen zum größten Teil bleibenden dort zuerst sesshaften unterworfenen Völker, wie Cherusker, Angri-varier, Chauken und vielleicht auch zum Teil die Brukterer ausgedehnt habe. Die unterworfenen Ureinwohner wurden Laten (Lazzi, Lidones, liberti, libertini) genannt und saßen auf zinsbaren Wehren, während die beiden andern Stände die Freigebornen (ingenui) und die Adligen (nobiles) ausmachten. Auf der allgemeinen Volksversammlung, welche im Sachsenlande in jedem Jahre abgehalten wurde, waren die drei Stände durch je zwölf Abgeordnete aus jedem Gau vertreten.

Über die Ableitung des Namens Sachsen ist man sich nicht ganz klar: Justus Möser, der Verfasser der immer noch lesenswerten Osnabrückischen Geschichte denkt an Sassen d. h. Sitzende im Gegensatz zu den herumerschweifenden Wandervölkern, andere leiten das Wort von Saken, einem vom Kaspiischen Meere her eingewanderten skythischen Volksstamme ab, die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Ableitung von ihrer eigentümlichen Waffe, Saks, d. h. schwertartiges, langes Messer.

Bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts haben die Sachsen die Weser noch nicht überschritten, wie sich aus den damals schon vorkommenden Kriegen und Reibereien mit den Franken ergibt. Zu Karls des Großen Zeit zerfielen die Sachsen in Ostfalen zwischen der Weser und Elbe, die bischöflichen Sprengel Halberstadt und Hildesheim und das Land zwischen Elb- und Wesermündung umfassend, in Westfalen, links von der Weser die Sprengel Münster, Osnabrück und einen Teil von Köln in sich schließend. Zwischen Ost- und Westfalen wohnten die Engern (Angrivariar) nahe an den Weserufem, die Sprengel von Paderborn, Minden, Verden und einen Teil von Bremen in sich befassend. —

Weber durch die Völkerwanderung, noch durch die römische Kultur beeinflusst, von einem stark entwickelten Stammesstolz befeelt, hing dieses Volk mit unwandelbarer Treue an seiner Scholle. Was Tacitus in seiner Germania von den alten Deutschen erzählt, paßt ganz besonders auf dieses Volk, so, wenn er sagt: „daß sie nicht zusammenhängende Wohnsitze lieben, ist allbekannt. Einsam und abgesondert siedeln sie sich an, wo gerade ein Quell, eine Au, ein Gehölz einladet. Ihre Dörfer bestehen nicht, wie die unsern, aus verbundenen zusammenhängenden Häuserreihen; jeder umgiebt sein Haus rings mit einem freien Platz.“ Solches trug viel dazu bei, einen freien, unabhängigen Sinn zu erzeugen und zu pflegen. Auch zeichnet die ingävonischen Völkerschaften, zu denen die Sachsen gehörten, im Gegensatz zu den beweglichen suebischen, ganz besonders die Gabe der Beharrlichkeit aus. Daher das Wichtige, Festkörnige, Unverwüßliche und Unererschöpfliche in der sächsischen Natur, daher auch das Unbiegsame, Schwerflüssige, Eigensinnige, Stachelichte und Herbe; im Standhalten unerschütterlich, unwiderstehlich im langsam sicheren Vordringen, ungeschickt sich fremder Art anzupassen, Fremden die eigne Art aufzuprägen

mit nachhaltigster Kraft begabt. (Vgl. Dehio, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen.)

Ohne vorher den Willen der Götter erforscht zu haben, hätte kein echter Sachse etwas Wichtiges unternommen. Besonders durch das Los suchte man den Götterwillen zu erfahren. Der Zweig eines Fruchtbaums wurde in kleine Stücke geschnitten, und diese, mit gewissen Zeichen versehen, wurden aufs Geratewohl über ein weißes Tuch hingeworfen. Dann sprach bei einer öffentlichen Beratung der Priester, bei einer Privatangelegenheit der Familienvater ein Gebet, hob unter Aufblick zum Himmel drei Zweigstücke nacheinander auf, und gab sodann aus den eingeschnittenen Zeichen seine Deutung. War sie ungünstig, so kam für den laufenden Tag dieselbe Sache nicht weiter in Beratung; wenn sie aber günstig war, so mußte noch die Bestätigung durch Wahrzeichen hinzukommen, entweder durch den Flug oder das Geschrei der Vögel, oder den aufsteigenden Rauch, oder das Wiehern der Pferde. In heiligen Hainen oder Gehölzen wurden auf Gemeindefosten weiße, durch keine irdische Arbeit entweihete Kasse gehalten; diese, vor den heiligen Wagen geschirrt, begleitete der Priester mit dem Oberhaupt der Gemeinde und beobachtete das Wiehern und Schnauben der Tiere, und kein Vorzeichen galt für so zuverlässig als dieses, nicht allein bei dem Volke, sondern auch bei den Häuptlingen und Priestern; denn diese betrachteten sich selbst nur als Diener, jene Tiere als Vertraute der Götter, so berichtet schon Tacitus. Diese ihre Götter verehrten unsre Vorfahren nicht in steinernen oder hölzernen Tempeln, sondern weil es nicht ihrer Anschauung von der Hoheit der Himmlischen entsprach, sie zwischen Mauern einzusperren, so waren Wälder und Haine die geheiligten Versammlungsorte, wo sie ihre Gottheit verehrten. Mochte das Sachsenvolk nun auch an den alten Göttern mit treuer Anhänglichkeit festhalten und sie in der angegebenen Weise verehren und ihren Willen erforschen, es waren stumme Gözen, zu welchen sie geführt wurden; mochten sie Wodan oder Thor oder Freya heißen, Frieden konnten sie den armen Herzen nicht geben. Denn das Menschenherz ist zu dem lebendigen Gott geschaffen und unruhig, bis es in ihm ruhet, bis es in Christo die Vergebung seiner Sünden erlangt hat. So schrie auch das Herz jenes Volkes nach Gott, nach Versöhnung, denn man schreckte nicht davor zurück, die Götter durch Menschenopfer zu verehren und zu

versöhnen, ein schreckliches Zerrbild des Opfers auf Golgatha, das allein uns errettet und befreit, aber auch ein furchtbarer Not- schrei der schuldbewußten, friedlosen Menschenseele. —

Da ging endlich auch für das Sachsenvolk durch Gottes Erbarmen das Licht in Christo auf. Es war im Jahre 670, da reiste ein angelsächsischer Erzbischof, Wilfrid, aus seiner Heimat ab, weil, er von seinem Amte verjagt, in Rom Schutz und Hülfe suchte. Sein Schiff wurde an die friesische Küste verschlagen, und er fand bei dem heidnischen Friesenkönig Aldgill und dessen Landesleuten gastliche Aufnahme, so daß er länger dort zu bleiben beschloß. Einen ganzen Winter hindurch verkündigte er den Friesen das Wort der Wahrheit und durfte viele auf den Namen des dreieinigen Gottes taufen. Bald nahte die Frühlingszeit heran, die Wilfrid an seine Abreise gemahnte. Da erschienen eines Tages fränkische Gesandte an Aldgills Hof, welche der grausame, tückische Majordomus von Neustrien, Ebrouin, mit Wilfrids Feinden im Bunde, gesandt hatte, um den Bischof gegen ein bedeutendes Geldgeschenk lebend oder tot von dem Friesenkönige ausgeliefert zu erhalten. Da ließ Aldgill die angesehensten Edelleute seines Volkes in seinen Palast bescheiden, und als dieselben, sowie auch Wilfrid, anwesend waren, befahl er den fränkischen Gesandten, den Brief laut vorzulesen. Die Gesandten folgten dem Befehl, und alle hörten schweigend zu. Da erhob sich Aldgill mit zürnendem Blick, nahm den verräterischen Brief, zerriß ihn in Stücke, warf ihn in das Feuer und sprach: „So möge der Schöpfer das Reich jenes Fürsten vernichten, der meineidig gegen Gott und wortbrüchig gegen Menschen handelt“, und befahl den erschrockenen Gesandten, getreulich seine Antwort und sein Thun dem Frankenherrscher zu berichten.

Bald darauf reiste Wilfrid nach Rom, und als er später nach langer Abwesenheit heimkehrte, erzählte er den Christen in seiner Heimat von seinem Wirken unter den Friesen und entzündete in manchem Herzen einen feurigen Missionseifer. Besonders Willibrord, welcher bis zu seinem 20. Jahre in dem Kloster Rhipen gelebt und dort Wilfrid kennen gelernt hatte, nach dieser Zeit aber nach Irland, der Insel der Heiligen, in dem Kloster Rathmelfigi unter dem Abte Egbert lebte, war von einer feurigen Liebe zu den auf dem Kontinente lebenden Heiden entzündet, und als der edle Egbert zwölf Missionare nach dem

Kontinent ausandte, ragte Willibrord besonders hervor, und außer ihm Suidbert, welcher als ein gar sanftmütiger und sittenreiner Mann von Beda Venerabilis, dem Kirchengeschichtsschreiber der Angelsachsen, gepriesen wird. In der Rheinmündung bei Katwijk legte 690 ihr Schiff an, und von da wandten sie sich an Pipin von Herstal, von dem sie huldreich aufgenommen wurden; er wies ihnen das Land zwischen Maas, Waal und Leck als Missionsbezirk an und sagte ihnen seinen Schutz zu. Damit war die äußere Existenz der friesischen Mission gesichert, aber Willibrord legte auch großen Wert auf die Zustimmung Roms zu diesem seinem Werke und reiste bald dahin ab. Diese Reise ist ein sehr folgenschweres Ereignis, denn Willibrord ging, wie Beda Venerabilis (Buch V, Kap. 11) ausdrücklich hervorhebt, nicht bloß nach Rom, um sich bei dem Papste den Segen zu holen und allerlei Reliquien mitzubringen, sondern um dessen Genehmigung für seine Missionsarbeit zu holen, und verknüpfte so die deutsche Kirche eng mit dem römischen Stuhl, was Bonifatius später nur wiederholte und befestigte. Als Willibrords Rückkehr von Rom sich verzögerte, wählten die Brüder, welche in Friesland mit der Predigt des göttlichen Wortes beschäftigt waren, ihren Genossen Suidbert zum Vorsteher und schickten ihn nach Britannien, damit ihn Wilfrid, welcher damals, aus seinem Vaterlande verbannt, im Gebiete der Mercier lebte, zum Bischof weihe, was auch geschah, und was solcher auch kraft seines Amtes als Metropolit von York konnte. Als Suidbert von dieser Reise nach Hause kam, und Willibrord, von Rom bevollmächtigt ebenfalls nach Friesland zurückkehrte, zog sich Suidbert, um jeglichen Streit mit Willibrord zu vermeiden, von dort zurück und begab sich in unser jetziges Westfalen zu den Brukterern, welche das Gebiet östlich vom Niederrhein bis zur mittleren Ems inne hatten. Es geschah solches im Beginn des letzten Jahrzehnts des siebenten Jahrhunderts. Ohne Frage suchten die bei Willibrords Romreise zurückgebliebenen Missionare, als sie Suidbert zu ihrem Bischof wählten und in der Heimatkirche ordinieren ließen, einen engen Anschluß an letztere und strebten danach, sowohl dem fränkischen Herrscher als auch dem Papste gegenüber ihre Selbständigkeit zu wahren, welche Willibrord mehr preisgegeben beabsichtigte. Hätte dieser Grund nicht vorgelegen, so wäre Suidbert, als während seiner Missionsarbeit bei den Bruk-

terern diese von den Sachsen bekriegt und überwältigt wurden, und er weichen mußte, doch gewiß wieder nach Friesland zurückgekehrt. Er that es nicht, sondern wandte sich an Pipin, welcher ihm auf Bitten seiner Gemahlin Plektrudis einen Wohnort auf einer Rheininsel anwies, wo Suibert ein Kloster als Missionsstation für die angrenzenden Völker errichtete; dort entstand das heutige Kaiserswerth. Von den bekehrten Brufterern, welche durch den feindlichen Überfall verzagt und zerstreut wurden, begleiteten ihn einige dahin; dort lebte er bis zum Jahre 713 und soll daselbst am 1. März gestorben sein. Leider wissen wir von diesem ersten Missionar Westfalens nur das Wenige, was ich soeben mitgeteilt habe, mit Bestimmtheit. Was uns in einem legendenhaft ausgeschmückten, geradezu trügerischen biographischen Nachwerk von einer gewissen Marcellin (Cöln 1508) über Suiberts vermeintliches Bischofsamt in Berden (Verwechslung mit Caesaris Berda = Kaiserswerth), ferner über seinen Aufenthalt und seine wunderthätige Wirksamkeit in Münster, Bielefeld, Braunschweig u. s. w. erzählt wird, daß er z. B. zu Münster eine reiche Frau, welche durch Gicht so zusammengeschrumpft war, daß sie kaum noch eine menschliche Gestalt hatte, geheilt, und diese aus Dankbarkeit, nachdem sie getauft, dem Apostel Paulus zu Ehren eine Kirche erbaut habe, ist nach dem fast einstimmigen Urtheil der betreffenden Geschichtsforscher auch katholischerseits als ganz ungeschichtlich erwiesen.

Fassen wir es noch einmal kurz zusammen, was uns über den ersten Missionar Westfalens berichtet wird, so sehen wir in ihm einen sanftmütigen und friedfertigen Charakter, welcher es Willibrord gegenüber ebenso machte, wie Abraham mit Lot, als sich die Hirten um die Weide stritten. Er dachte auch: „Daß nicht Zank sein zwischen mir und dir, denn wir sind ja Brüder“, und überließ das schon von Missionaren bearbeitete Friesland seinem Nebenbuhler, während er sich auf ein unbebautes Gebiet, zu den Brufterern wandte.

Daß er, als er sich zum Bischof ordinieren ließ und Willibrords Rückkehr von Rom und des Papstes Sergius Vorschläge und Wünsche nicht abwartete, beweist, daß er dem römischen Stuhle gegenüber selbständig dachte und handelte.

Daß er sein Vaterland und alles, was er hatte, verlassen hat, um unsern heidnischen Vorfahren mit der Gefahr seines

Lebens das Evangelium zu bringen, beweist seine glühende Liebe zu den Seelen. Daß ihn seine Mitarbeiter durch ihre Wahl zum Bischof ausgezeichnet haben, beweist, daß er die andern überragte. Beda hebt noch besonders seine Anspruchs- und Bedürfnislosigkeit hervor, was uns nicht wundert; denn wer die wahren und bleibenden Himmelsgüter erkannt hat und liebt, hängt nicht mehr an den flüchtigen, leeren Gütern und Genüssen dieser Welt. Als ein heller Lichtpunkt leuchtete das Kloster dort auf der Rheininsel hinein in das Dunkel der Völker. In den Kämpfen zwischen Franken und Sachsen ist dann später wahrscheinlich auch das genannte Kloster untergegangen, und während im Laufe der Jahrhunderte durch eine Wendung des Rheins die Rheininsel Kaiserswerth verschwunden ist, ist die am Ufer des Rheins aufgebaute Stadt Kaiserswerth eine helle Leuchte der Christenheit geworden, und Ströme des Segens haben sich von da in alle Lande ergossen und fließen immer reichlicher von dorthier. „Mich jammert des Volks“, dieses Samariternitleid trieb Suidbert herüber von fernem Lande, und diese aus dem Glauben geborne Liebe wohnt auch noch jetzt dort, wo vor 1200 Jahren der edle Gottesmann glaubte und liebte und hoffte.

Als Suidbert unter den Friesen wirkte, kamen unabhängig von der seither geschilderten Missionsunternehmung des Willibrord, ungefähr um das Jahr 694 zwei Priester, dem Volke der Angeln angehörig und in irländischen Klöstern gebildet, in das alte Sachsenland, um zu versuchen, ob sie dort Seelen für Christus gewinnen könnten. Beide führten, wie sie von einer Liebesglut durchdrungen waren, auch einen Namen. Sie hießen beide Ewald, mit dem Unterschiede jedoch, daß mit Rücksicht auf die verschiedene Farbe ihrer Haare, der eine der schwarze, der andere der weiße (blonde) Ewald hieß. Beide waren von gleichem Missionseifer befeelt, aber der schwarze Ewald war gründlicher ausgebildet in der heiligen Wissenschaft. „Als dieselben“, so erzählt Beda, welcher 731 seine angelsächsische Kirchengeschichte beendigte, also alle diese Ereignisse als Zeitgenosse miterlebte, „an das Land gekommen, kehrten sie bei einem Bogte ein und baten ihn, er möge sie zu dem ihm vorgesetzten Herzoge bringen, denn sie hätten eine Botschaft an ihn und müßten ihm eine nützliche Sache berichten. Jene alten Sachsen haben nämlich keinen König, sondern an der Spitze des Volkes stehen sehr viele Herzoge, die

beim Bevorstehen eines Krieges das Los ziehen, und wen das Los trifft, dem folgen zur Zeit des Krieges alle als ihrem Führer, dem sind sie gehorsam. Ist aber der Krieg vorüber, so erhalten alle Herzoge wieder dieselbe Macht. Der Vogt also nahm sie auf und versprach, sie zum Herzoge, seinem Vorgesetzten zu senden, wie sie es erbeten, und er behielt sie noch einige Tage bei sich. Als sie nun von den betreffenden Heiden als Befenner einer andern Religion erkannt worden (denn sie beteten und sangen immer und feierten täglich das Abendmahl, da sie die heiligen Gefäße und einen zum Altar geweihten Tisch bei sich hatten), fürchtete man, sie würden, wenn sie zum Herzoge gingen und mit ihm redeten, denselben seinen Göttern abwendig machen und zu der neuen Religion des Christentums hinüberziehen, auch fürchteten sie, daß so allmählich ihr ganzes Land gezwungen würde, den alten Gottesdienst zu verlassen und den neuen anzunehmen. Darum ergriffen sie dieselben plötzlich und töteten sie. Der weiße Ewald fand einen raschen Tod durch das Schwert, der schwarze hingegen wurde langsam zu Tode gepeinigt, und alle seine Glieder wurden schrecklich verstümmelt. Als das der Herzog vernommen, den sie hatten sehen wollen, erzürnte er gar sehr, daß Fremde, die zu ihm gewollt, nicht zu ihm gelassen worden seien. Er schickte deshalb hin, ließ alle Bewohner jenes Gau's töten und den Gau selbst in Brand stecken.“ Nun erzählt Beda noch weiter, wie der Märtyrertod der beiden Ewalde durch himmlische Zeichen verherrlicht worden sei. „Als ihre verstümmelten Leichname von den Heiden in den Fluß geworfen worden waren, begab es sich, daß dieselben gegen die Gewalt des herabfließenden Stromes ungefähr vierzig tausend Schritte weit hinauftrieben bis zu den Stätten, wo sich ihre Gefährten befanden. Jede Nacht leuchtete über dem Orte, wo die Leichname zufällig angelangt waren, ein großer, himmelhoher Lichtstrahl, den auch ihre heidnischen Mörder sahen. Einer der Märtyrer erschien auch in einer nächtlichen Vision einem seiner Gefährten Namens Tilmon, einem berühmten und auch in der Welt angesehenen Manne, der den Kriegsmantel mit der Mönchskutte vertauscht hatte. Diesem that er kund, daß dort ihre Leichname zu finden seien, wo er das Licht vom Himmel auf die Erde herabstrahlen sehe. Das bestätigte sich. Ihre Leichname wurden wirklich gefunden und mit der Märtyrern gebührenden Ehrenbezeugung begraben, und der Tag ihres Leidens

(welcher auf den 3. Oktober gefallen sein soll) wie auch ihrer Auffindung wird in jenen Gegenden mit gebührender Verehrung gefeiert. Als Pipin das Geschehene erfahren, ließ er die Leichname zu sich herbeibringen und sie unter großer Pracht in der Stadt Köln am Rheinufer (in der St. Kunibertskirche) begraben.“ Man erzählt, an dem Orte, wo sie getötet worden, sei eine Quelle hervorgesprudelt, welche daselbst bis auf den heutigen Tag die reichliche Gabe ihres Wassers ausströme. — Es ist die ausmalende und verherrlichende Hand der frommen Sage, welche den soeben aus Beda mitgetheilten Bericht über die nach dem Tode der Märtyrer sich an deren Leibern beweisenden Wunder gezeichnet hat. Schon das Wohnen der Sachsen dicht am Rheine, von dem sie doch durch ripuarische Stämme getrennt sind, hat bei den Historikern Bedenken erregt. Man hat zwar dagegen mit Recht geltend gemacht, daß das Gebiet der von den Ewalden besuchten Sachsen das von letzteren in der damaligen Zeit in Besitz genommene Land der Brukterer gewesen sei, welches sich bis an den Rhein erstreckte, und daß diese Okkupation vor der Ermordung der beiden Ewalde stattgefunden habe. Da Suidbert 693 zu den Brukterern gegangen ist, und diese bald darauf (non longo post tempore) von den Sachsen überwunden wurden, so daß ihr Land sächsisches Gebiet wurde, der Tod der beiden Märtyrer aber ca. 695 erst erfolgte, so kann die Nachricht Bedas, die beiden Ewalde seien in Sachsen ermordet, und ihre Leiber in den Rhein geworfen worden, sehr wohl aufrecht erhalten werden, wenn auch nicht gesagt werden kann, wie lange der Rhein in jener Gegend Sachsens Grenze blieb, da sich bei den fortwährenden Kämpfen die Grenzen leicht verschoben. Da auch ausdrücklich von Beda erzählt wird, daß die beiden Ewalde in ihrer Missionsthätigkeit dem Beispiele Willibrords und seiner Gefährten, also auch Suidberts, des Apostels der Brukterer, gefolgt sei, so liegt es nahe, daß die beiden Ewalde jene Gegend aufsuchten, wo früher schon Christus verkündigt war. Die westfälischen Volksjagen, daß die beiden Ewalde bei Aplerbeck nicht weit von Dortmund getötet worden seien, wo der sogenannte Mordhof die Erinnerung an jene That erhalten haben soll, und daß die Leichen nicht unmittelbar in den Rhein, sondern in die Emscher geworfen und allmählich in den Rhein getrieben seien, oder daß sie in Laer, fünf Stunden nordwestlich von Münster, wo auf dem sogenannten

Heiligenfelde eine ihnen geweihte Kapelle steht, umgekommen seien, widersprechen ganz und gar dem Geschichtsberichte, in welchem ausdrücklich die Mörder zu Anwohnern des Rheins gemacht und als Zeugen der wunderbaren Lichterscheinung bei dem Auffinden der Leichen erwähnt werden. Daß der letztgenannte Punkt, wie auch das Wunder von den stromaufwärts treibenden Leichen dem Gebiete der Sage angehören, welche die edlen Gottesmänner nach ihrem Tode verherrlichen wollte, liegt auf der Hand.

Da die beiden Ewalde die ersten christlichen Zeugen sind, welche das Land der roten Erde mit ihrem Märtyrerblut geweiht haben, so muß uns ihr Gedächtnis besonders wert und teuer sein. Sie haben ihr Leben für die Brüder gelassen und ihren Glauben mit ihrem Tode besiegelt, sie waren treu bis in den Tod. Mehr als der äußere Lichtschein, der ihre Leiber verherrlicht haben soll, gilt uns ihr leuchtendes Vorbild, und der Herr macht es auch an ihnen wahr: „die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ —

Während Willibrord in Friesland segensreich wirkte, kam der angelsächsische Mönch Bonifatius (Wynfrith), nachdem er sich am 15. Mai 719 von dem Papste Gregor II. in Rom die Ermächtigung zur Predigt unter den Heiden geholt hatte, zu jenem Apostel der Friesen. Wie gern wäre dieser Gottesmann zu den stammverwandten Sachsen als Missionar gegangen, wie hatte er jahrzehntelang diesen Wunsch gehegt, aber es sollte nicht sein. Schon bei der Gründung des hessischen Klosters Amönaburg hatte er gewiß auch die benachbarten Sachsen im Auge. Als er 722 sich wieder nach Rom begab, lag ihm auch wieder die Sachsenmission als Gegenstand der Besprechung mit dem Papste an dem Herzen. Um seinem Lieblingswunsche näher zu kommen, ließ er sich von dem Papste Gregor II. ein Schreiben an seine geliebten Sachsen mitgeben, worin es unter anderm heißt: „Er (der Papst Gregor II.) widme seine ganze Sorgfalt denen unter ihnen, welche das Wort der Ermahnung unsers Herrn Jesu Christi bereits angenommen hätten oder noch annehmen würden. Das Reich Gottes sei nahe; sie möchten sich deshalb durch niemand täuschen lassen, weder durch Philosophie noch durch eitlen Trug. Sie möchten kein Heil suchen in hochklingenden Worten, auch nicht

in irgend einem Metall, durch Anbetung von Götzen, welche durch Menschenhand aus Gold, Silber, Erz, Stein oder einem andern Stoffe verfertigt seien. Solche Götzen hätten die alten Heiden zu Göttern geweiht, aber böse Geister wohnten in ihnen. Sie möchten vielmehr den Herrn unsern Gott anbeten, welcher den Himmel und die Erde und das Meer und alles, was darin ist, gemacht habe. Darum ermähne er sie, keinen zu hindern, der sich zu Christo befehren wolle, und keinen zu zwingen, menschliche Machwerke zu verehren. Auch habe er seinen Mitknecht in Gott, den Bischof Bonifatius zu ihnen gesendet, auf daß er erforsche, wie es um sie stehe, und damit er ihre Herzen erquicke durch das Wort der Ermahnung. Sie möchten ihn aufnehmen in Jesu Christo unserm Herrn.“ Wir sehen daraus, daß Bonifatius fest entschlossen war, in Westfalenland zu predigen. Aber immer hielten ihn andere neue Aufgaben davon ab. Wie innig er seine verwandten Sachsen liebte, ersehen wir aus einem Sendschreiben an alle seine Mitbischöfe, Priester, Diakonen und Geistliche, an alle Äbte und Äbtissinnen, an alle Mönche und Nonnen in England, und überhaupt an alle Katholiken, welche aus dem Stamme und Geschlechte der Angelsachsen entsprossen sind, in welchem er seine Landsleute zur gemeinsamen Fürbitte für die Bekehrung der Sachsen auffordert. „Erbarmet euch derselben,“ heißt es darin, „da ja die Sachsen zu sagen pflegen: wir sind mit euch von einem Fleische und einem Bein.“ Er korrespondierte mit dem Bischof von Leicester Torhthelm über diesen seinen Lieblingswunsch und erhielt von diesem eine Gabe für die Sachsenmission. Aber daß Bonifatius nun auch wirklich in unserem Westfalenlande gewirkt habe, sagt die Geschichte nirgends. Ein Schreiben des Papstes Zacharias vom Jahre 745, welches dem Bonifatius Glück wünscht, daß nächst Gottes Erbarmung durch sein Predigen Sachsen zur Hoffnung des Lebens wiedergeboren sei und daß die edlen Sachsen Roma, Kullewich, Ulderich, und Dedda Christen geworden seien, ist unecht und scheint, wie Rettberg vermutet (Kirchengeschichte Deutschlands II, S. 400) nur zu dem Zwecke verfertigt zu sein, um an jene Namen sächsischer Häuptlinge allerlei genealogische Folgerungen knüpfen zu können. Es ist auch nur eine Sage, daß Bonifatius in der Stephanskapelle in Soest mehrmals gepredigt und die Krypta der Münsterkirche zu Hameln erbaut haben soll. Da es von sehr großem Interesse ist, zu erfahren, wie wohl

die angelsächsischen Missionare es angefangen haben mögen, die Heiden zu Christo zu führen, teilen wir den Brief des Bischofs Daniel von Winchester an Bonifatius mit. Der genannte Bischof schrieb ihm: „Er müsse nicht geradezu das Gegentheil von dem behaupten, was die Heiden über die Abstammung ihrer Götter sagten, sondern es ihnen einstweilen zugeben, daß dieselben wie Menschen geboren worden seien, um ihnen daraus beweisen zu können, daß es nicht Götter, sondern Menschen gewesen sind, die einen Anfang genommen haben. Wären sie erst zu dieser Einsicht gekommen, so solle er sie fragen, ob denn auch die Welt einen Anfang gehabt habe oder nicht. Glaubten sie das erstere, so sollten sie fragen, wer dieselbe erschaffen habe, denn vor ihrer Schöpfung würden sie doch wohl für die Götter keinen Wohnsitz ausfindig machen können; und unter der Welt verstehe er nicht bloß Himmel und Erde, sondern auch alle die unermesslichen Räume, welche sie durch die Einbildungskraft denken könnten. Sollten sie aber die Welt für ewig ausgeben, so müsse er dieses mit allen Gründen widerlegen; er müsse sie fragen, wer vor der Geburt der Götter über die Welt geherrscht habe, wie sie die vor ihnen immer vorhandene Welt ihrer Herrschaft haben unterwerfen können; woher, von wem und wann der erste Gott oder die erste Göttin geboren sei, ob noch jetzt Götter oder Göttinnen geboren würden, oder wann dieses aufgehört habe? Wer unter so vielen Göttern der mächtigste sei, bleibe doch immer den Menschen ungewiß, und sie müßten sich hüten, denselben zu beleidigen. Er solle sie ferner fragen, ob sie glaubten, daß man die Götter wegen einer zeitlichen oder wegen einer künftigen und ewigen Glückseligkeit verehren müsse. Wäre das erstere, so möchten sie sagen, worin denn die Heiden glücklicher wären, als die Christen. Auch möchten sie sagen, welchen Gewinn sie den Göttern, die alles in ihrer Gewalt hätten, durch ihre Opfer verschafften? Warum diese zuließen, daß man ihnen gäbe, was sie schon hätten, und wenn sie dessen bedürften, warum sie nicht selbst das Beste wählten; bedürften sie denselben aber nicht, so könnten sie ja durch Opfer nicht versöhnt werden. Dieses und anderes derart solle er den Heiden nicht spöttisch, um sie aufzubringen, sondern glimpflich und mit großer Mäßigung vorhalten. Von Zeit zu Zeit solle er christliche Lehrsätze mit dem heidnischen Aberglauben vergleichen, jedoch mit schonender Mäßigung, damit die Heiden wegen so ungereimter Behauptungen

mehr beschämt als erbittert würden, und nicht glaubten, als wären uns ihre schlimmen Gebräuche und Fabeln unbekannt. Auch das müsse ihnen vorgehalten werden: wenn die Götter allmächtig, gütig und gerecht wären, so müßten sie ihre Verehrer belohnen und ihre Verächter bestrafen; warum sie denn doch der Christen schonten, die beinahe in der ganzen Welt den Götzendienst zerstörten? Die Christen besäßen die fruchtbarsten und reichsten Länder; ihnen aber, den Heiden, hätten sie Länder, die stets vor Kälte starren, mit ihren Göttern überlassen. Überhaupt wäre ihre Anzahl im Vergleich zu den Christen nur sehr gering und litte täglich Abbruch, da früher die ganze Welt dem Heidentum ergeben gewesen wäre.“ Daß manche dieser Punkte sich an dem Gewissen der armen Heiden nicht als Wahrheit bewiesen, sondern nur verstandesmäßige Betrachtungen und mit oft recht zweifelhaften Beweisgründen gestützte Behauptungen waren, leuchtet sofort ein; es wird viel zu wenig bei dieser Methode an das Schuldbewußtsein, an das Erlösungsbedürfnis der armen Seele und an die Versöhnung in Jesu Christo erinnert. Darum mag die Bekehrung in der damaligen Zeit oft recht äußerlicher Natur gewesen sein. Oft wird es nicht in die Tiefe gegangen sein, wenn die Neubefehrten ihre Teufelsentsagung und ihr Glaubensbekenntnis aussagen konnten: denn gar schnell ging es damals oft mit der Unterweisung. Diese beiden alten Formeln, welche man in der damaligen Zeit den Neubefehrten vorlegte, mögen auch hier erwähnt werden: sie zeigen uns, was die betreffenden Katechumenen vor ihrem Übertritt beantworten mußten.

Frage: Entsagst du dem Teufel? (Fors achistû diobolae?)

Antwort: Ich entsage dem Teufel. (Ec forsacho diobolae.)

Frage: Und aller Teufelsgilde? (End allum diobolgeldae?)

Antwort: Und ich entsage aller Teufelsgilde. (End ec fonsacho a. d.)

Frage: Und allen Teufelswerken? (End allum dioboles uuercum?)

Antwort: Und ich entsage allen Teufelswerken und Teufelsworten und Thor und Wotan und Sachsens Oðin und allen den Unholden, die hier genannt sind. (End ec forsacho allum dioboles uuercum and uuordum, thunaer ende Uuôden ende Saxnôte ende allum them unholdum thé hira genôtas sind.)

Frage: Glaubst du an Gott den allmächtigen Vater? (Gelöbistū in got alamehtigan fadaer?)

Antwort: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater. (Ec gelöbo in god a. f.)

Frage: Glaubst du an Christus, Gottes Sohn? (Gelöbistū in Crist godes suno?)

Antwort: Ich glaube an Christus, Gottes Sohn. (Ec gelöbo in C. g. s.)

Frage: Glaubst du an den Heiligen Geist? (Gelöbistū in hâlogan gâst?)

Antwort: Ich glaube an den Heiligen Geist. (Ec gelöbo in h. g.) (Handschrift des 9. Jahrh. in einem Cod. pal. des Vaticanans.)

In der damaligen Zeit wird nun noch öfters unter den unter den Sachsen wirkenden Glaubenszeugen ein gewisser Lebuin (Liaswin), von britischer Herkunft, erwähnt. Derselbe soll, nachdem er vorher in Friesland an der Yffel erfolgreich gewirkt hatte, von den Sachsen, welche sich vor der christlichen Lehre fürchteten, weil dieselbe durch ihr Blendwerk die Geister entfremde, die Sinne berücke und die heimische Sitte untergrabe, überfallen und vertrieben worden sein, wobei er mit knapper Not sein Leben gerettet habe. Mutigen Glaubens soll er sich mitten in das Sachsenland hinein bis an die Weser gewagt haben, wo er bei einem gastlichen Mann Folkbert Aufnahme gefunden habe. Da nun in jener Zeit in Marklo¹⁾ unweit der Weser die jährliche Volksversammlung der Sachsen gehalten wurde, so sei Lebuin trotz der Warnung seines ihn beschützenden Freundes Folkbert in der betreffenden Versammlung erschienen. Dort, so erzählt sein zur Zeit Karls des Kahlen lebender Biograph Hufbald, redete er mit feuriger Begeisterung von dem Schöpfer Himmels und der Erde und zeigte die Thorheit der heidnischen Gebräuche, von Christus ein lebendiges Zeugnis ablegend. Als die Sachsen den begeisterten Zeugen ruhig anhörten, fuhr er, mit folgenden drohenden Worten fort: Der König des Himmels und der Erde hat einen tapfern, klugen und eifrigen König bestellt, der nicht ferne, sondern ganz nahe ist; der heraneilt, wie ein reißender Strom, um zu er-

¹⁾ Einige Forscher finden den genannten Ort in Masseloch bei Minden andere in Marslo (Amt Stolzenau) noch andere in Markenah im Hoya'schen.

weichen eures Herzens Härte und euren trotzigem Nacken zu beugen. Er wird im Sturm euer Land angreifen, mit Feuer und Schwert, mit Zerstörung und Verderben alles verheeren und als ein Rächer des Zornes Gottes, den ihr immer erbittert habt, die einen von euch mit der Spitze seines Schwertes töten, die andern in Not vergehen lassen, noch andere durch den Schmerz ewiger Verbannung verzehren; eure Weiber und Kinder wird er als Sklaven da und dort verteilen und die Zurückbleibenden mit Schimpf und Schande unter seine Herrschaft beugen, so daß auch von euch schon jetzt mit Recht das Wort gilt: „Und es sind ihrer wenige geworden und sie sind geplagt von der Trübsal ihrer Leiden und Schmerzen.“ Entrüstet stürzten die Sachsen über diesen kühnen Mann her und wollten ihn töten; nur durch das mutige Auftreten eines gewissen Buto, welcher es betonte, daß man jeden Gesandten, vor allem aber den Gesandten des höchsten Gottes ehren und als unverleßlich ansehen müsse, wurde Lebuin gerettet. — Auf Grund überzeugender Beweise hat Prof. D. Hauck in seiner Kirchengeschichte Deutschlands II, 1. S. 316 dargethan, daß die von dem Mönche Hukbald verfaßte Lebensbeschreibung Lebuins als historische Quelle schlechthin wertlos ist, und daß das Auftreten Lebuins in Marklo in das Gebiet der Sage gehört. Da in der von dem Münsterschen Bischof Altfred verfaßten, durchaus zuverlässigen Lebensbeschreibung Lindgers, welche hundert Jahre früher geschrieben ist, als die Hukbaldsche Arbeit, verschiedene Nachrichten über Lebuin vorkommen, welche den Hukbaldschen Angaben widersprechen, und besonders auch sein Wirken in Sachsen ganz in Frage stellen, so kann Lebuin nicht mehr zu den in Westfalen wirkenden Lebenszeugen gezählt werden, so wichtig er auch für die Ausbreitung des Evangeliums an der Rffel, besonders in Deventer geworden ist. Hier wirkte er auch bis an seinen Tod und wurde in der von ihm, nach der Zerstörung durch die Hand der Sachsen, zum zweiten Male aufgebauten Kirche beigesetzt. Die Sachsen aber überfielen später diesen Ort von neuem und zerstörten die Kirche derartig, daß man die Gruft, in welcher Lebuin lag, nicht mehr zu entdecken vermochte.

Wenn also nach den neueren Forschungen Lebuins Thätigkeit für das Evangelium sich nicht, wie seither geglaubt wurde, auch auf Sachsen resp. Westfalen erstreckt hat, so bleiben demnach die seitherigen Missionsversuche auf Suibbert und die beiden Ewalde

beschränkt. Sachsen als Volk blieb dem Evangelium so lange verschlossen, bis Karl der Gr. dem Christentum in diesem Lande Bahn brach. —

Auf dem Reichstage zu Worms 772 faßte Karl der Gr. den Entschluß, gegen die Sachsen zu ziehen. Daß Karl vom Anfang der Sachsenkriege an die Absicht gehabt habe, Sachsen dem Frankenreiche einzuverleiben und es deshalb zur Annahme des Christentums zu zwingen, ist schon im neunten Jahrhundert behauptet worden. Karl dem Großen wird, weil das Ende der Kriege die Unterwerfung und Bekehrung der Sachsen war, als Rückschluß aus dem schließlichen Erfolg in diesen alten Berichten ein schon von Anfang an fertiger Befehrsplan untergeschoben. Hauck (Kirchengesch. Deutschl. II, 1, S. 337) weist aber mit Recht darauf hin, daß Karls erster Sachsenkrieg 772 nur gegen die Engern gerichtet war und nichts anders sein wollte, als was auch Pipins Sachsenkriege gewesen waren, ein Verwüstungszug: die feindlichen Nachbarn, welche immer und immer wieder in das fränkische Gebiet einfielen und plünderten, sollten abgeschreckt werden, die Grenznachbarn zu überfallen. Wenn Karl bei dieser Gelegenheit auch das sächsische Heiligtum, die Irminsul, eine große rohe Holzsäule, in welcher der Sachsen Glaube das Höchste, das Sinnbild der das Weltall stützenden Kraft¹⁾ verehrte, den dortigen heiligen Hain zerstörte und die bei dem Heiligtum verwahrten Schätze austeilte, so stempelt dies Karls ersten Krieg noch lange nicht zu einem Religionskrieg: es war nur Rache für die von den Sachsen in dem Frankenland wiederholt angerichteten Verwüstungen, welche sich wie auf Wohnhäuser, so auch auf Kirchen erstreckte. Auch der Umstand, daß Karl der Große und seine Truppen mit einer großen Anzahl von Äbten und Priestern, welche auch dem Wormser Reichstag beigewohnt und die Hilfe Christi für den Sachsenkrieg angefleht hatten, gegen die Sachsen zogen, beweist noch gar nichts dafür, daß Karl der Große von Anfang an dies Sachsenland zu unterwerfen und mit Gewalt zum Christentum zu bringen be-

¹⁾ Der Ort der Irminsul ist nicht die Feste Gressburg gewesen, sondern in dem Gebirgszuge zu suchen, welcher an der obern Diemel anfängt und sich durch das Paderbornische, Lippische, Ravensbergische, Osnabrückische und Tecklenburgische hinzieht. — Nach Rudolfs von Fulda Angabe war die Irminsul ein hoch aufragender Baumstamm von ungewöhnlicher Größe, eine Art Wettbaum, wovon die Edda auch spricht.

absichtigt hat. Einmal begleiteten den Kaiser auf seinen Feldzügen immer eine Anzahl Geistliche, und sodann sollte auch den heidnischen Sachsen die Möglichkeit gegeben werden, die Botschaft von Christo wenigstens zu hören. Es sollte der Mission freie Bahn gemacht werden, daß die Boten Gottes ungehindert und sicher dort das Evangelium verkündigen könnten. So hatte es Karl der Große als Tradition in seinem Hause vorgefunden. Wiederholt wird in den vor seiner Regierung mit den Sachsen vereinbarten Friedensbedingungen freie Predigt und Taufe durch christliche Missionare erwähnt und zwar sowohl im östlichen Sachsen, wie auch an der Weser im Jahr 753, wie uns Einhard in seinen Annalen erzählt. Von einem Erfolge der den Frankenherrscher begleitenden Streiter Christi hören wir bei dem ersten Sachsenkriege gar nichts.

Der Friede dauerte nicht lange. Im Jahre 774 erhoben sich, um die vor zwei Jahren erlittene Niederlage zu rächen, drei sächsische Stämme auf einmal, während Karl jenseits der Alpen war, eroberten wieder die Cresburg und drangen durch Hessen bis nach dem Rhein hin. Zu gleicher Zeit wiegelte auch Wittekind, der große Westfalaheld, „welcher mehr berühmt als bekannt ist“, die Friesen gegen die Franken und das Christentum auf. Zuverlässige Nachrichten über diese hervorragende Persönlichkeit sind äußerst spärlich. Von Einhard wird Wittekind als ein Häuptling der Westfalen, von dem Bischof Alfrid, dem Biographen Liudgers, ein Herzog der Sachsen genannt; erst hundert Jahre später führt er den Namen König der Engern. Seine Stammgüter sucht man gewöhnlich in der Nähe von Minden, wo ein Berg seinen Namen trägt, auch scheint er an der obern Weser und bei Driburg Besitzungen gehabt zu haben. In Engern scheint er sich erst nach seiner Taufe niedergelassen zu haben. Die Sage erzählt, er habe früher Mickelheim geheißten und seine Eltern Edelhard und Geva, welche des Dänenkönigs Siegfried Tochter gewesen sei. Auf Wittekinds Taufe kommen wir später zurück.

Als nun Karl der Große von dem oben genannten Sachsenausstande erfuhr, schickte er noch im Herbst einige Heeresabteilungen gegen die Franken, um an denselben durch Brand und Plünderung das Wiedervergeltungsrecht zu üben. Karl hatte es sich nun fest vorgenommen, daß entweder das Sachsenvolk sich ihm unterwerfen müßte, oder daß es von ihm völlig aufgerieben würde,

weil es so treulos und bundesbrüchig gehandelt hätte. Er zog im Frühjahr 775 mit dem Aufgebote seiner ganzen Macht das Ruhrthal hinauf, eroberte Sigiburg, rückte in Ostfalen ein und kam in die Gegend von Braunschweig. Die drei sächsischen Stämme und zwar die Ostfalen unter Hasso, die Engern unter Bruno und zuletzt die Westfalen, welche bei Lübbecke sein Heer überfallen hatten, wurden vollständig besiegt, gaben Geiseln und schwuren den Eid der Treue: von einer Verpflichtung, das Christentum anzunehmen, lesen wir auch hier wieder in den Friedensbedingungen nichts. Von großer Wichtigkeit für Sachsens Christianisierung ward das folgende Jahr: die Sachsen erhoben sich wieder, um das fränkische Joch abzuschütteln; da schlug Karl plötzlich ihre Erhebung nieder, und die Besiegten mußten für die Zuverlässigkeit ihres Wortes ihr Landeigentum verpfänden. Solches geschah in der Gegend von Lippespringe. Einhard erzählt: „Als Karl der Große an die Quelle der Lippe kam, fand er dort eine ungeheure Menge jenes treuloßen Volkes, welches demütig bittend und reuig um Gnade flehte. Als er demselben verziehen und es veranlaßt hatte, daß diejenigen, welche die Versicherung gaben, daß sie Christen werden wollten, getauft würden, kehrte er nach Heristal zurück.“ Alle anderen Berichte, welche uns von jenem Ereignis an der Lippequelle berichten, heben es hervor, daß eine sehr große Menge Sachsen damals die Taufe begehrt hätten, aber nicht etwa, weil sie dazu gezwungen worden wären, sondern weil sie solches beehrten; ohne Frage auch aus dem Grunde, um „eine Gewähr für die Aufrichtigkeit ihrer Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft zu geben.“¹⁾ Aber Karl war es nicht bloß darum zu thun, daß die Sachsen, welche sich zur Taufe gemeldet und dieselbe empfangen hatten, bloß äußerlich das Christentum annahmen, er sorgte vielmehr auch dafür, daß tüchtige Geistliche das Volk unterwiesen. In Sturmis Leben von Sigil heißt es ausdrücklich von Karl: „Er teilte jene ganze Provinz in Sprengel ein und gab den Knechten des Herrn die Vollmacht zu lehren und zu taufen.“ Er teilte auch Westfalen in bestimmte Missionsdistrikte, für deren geistliche Versorgung und Pflege er verschiedene fränkische Kirchen und Klöster verantwortlich machte. Er stiftete damals nicht, wie man oft annimmt, sofort Bistümer

¹⁾ Hauck, Kirchengesch. Deutschlands II, S. 340.

in Sachsen, sondern teilte, wie bemerkt, das betreffende Land in Missionssprengel ein, welche allerdings für die spätere Gestaltung der bischöflichen Sprengel die Grundlage gaben. In dem Paderborner Missionssprengel erhielt der Bischof von Würzburg die Mission, in dem Osnabrücker Agilfried von Lüttich, in dem später zu Münster geschlagenen Teile Ostfrieslands der Priester Liudger, an der untern Weser im Wigmodingau Willehad, im Bardengau der Abt des Klosters Amorbach. Köln erhielt das Land der Brukterer, Mainz einen Strich an der sächsisch-hessischen und sächsisch-thüringischen Gegend zwischen Diemel und Unstrut, Sturm in Fulda die Gegend an der obern Weser um die Cressburg u. s. w. Die Ansicht, daß Karl der Große bereits acht Bistümer während seiner Regierung errichtet habe, ist falsch, wie auch die Behauptung, daß er vor Beendigung der Sachsenkriege überhaupt ein Bistum außer Osnabrück 803 und Münster (bezw. 802 und 805) errichtet habe; der erste Paderborner Bischof Hadumar wird erst kurz vor dem Tode Karls ordiniert, und über Minden sind die Nachrichten sehr unsicher. Wahrscheinlich ward diese Einteilung in Missionssprengel auf der 777 in Paderborn stattgehabten Reichs-Versammlung vorgenommen. Hierhin hatte Karl, von einer sehr großen Heeresmacht umgeben, auch die Sachsen entboten. In großer Zahl erschienen dieselben, aber Wittekind blieb aus, er sann auf neue kriegerische Erhebung und war Hülfe suchend nach Dänemark gegangen. Wie falsch es ist, wenn man immer und immer wieder behaupten hört, Karl der Große, dessen Christianisierungsmethode ja ohne Frage verkehrt, weil gewaltsam und äußerlich gesetlich war, habe von Anfang an die Sachsen zur Annahme des Christentums in der Weise gezwungen, daß er geradezu befohlen hätte, entweder Taufe oder Tod, sieht man auch aus seiner damals in Paderborn an die Sachsen gerichteten Rede. „Sachsen, sprach er, durch Jesum, den Sohn Gottes habe ich eure und eurer Götter Macht besiegt, zur Ehre des wahren, des einzigen, des allmächtigen Gottes, den ich, euer Herr, im Staube anbede. So verlasset denn eure nichtigen Götzen, die euch nicht zu schützen vermochten. Betet meinen Gott an, den Allmächtigen und seinen Sohn, Jesum Christum. Lasset euch taufen! Ich verspreche euch dagegen, ihr sollt ungefränkt bleiben in eurem Eigentum, eurer Sprache und euren Sitten.“ Damals wurden auch wieder viele

Sachsen durch die Taufe in das Christentum aufgenommen; ferner wurde noch während Karls Anwesenheit in Paderborn der Grundstein zu einer Kirche gelegt. Ein Jahr vorher war auch schon in Gresburg eine Kirche erbaut worden, wo wir auch den Abt Sturmli zuweilen treffen. —

Nun war in Sachsen eine christliche Friedenspartei, zu welcher auch angesehene Edle des Landes gehörten, wie der ostfälische Graf Hessi, welcher mit seinem Hause dem Herrn diente und später Mönch in Fulda wurde, und der edle Graf Emmig im Verigau, welcher später unter Wittekind's Aufstand den Märtyrertod starb, auch Amalung und Hidbi, welche lieber ihre Heimat und ihre Güter als ihren Heiland verließen und in der Verfolgungszeit nach Hessen auswanderten. Nicht vergeblich hatten die Friedensboten gewirkt und das Wort des Herrn wahr gemacht, der da spricht: Mein Wort soll nicht leer zurückkommen. Aber auf der andern Seite gärte es doch auch noch gewaltig, und kaum war Wittekind aus dem Norden zurückgekehrt und Karl der Große in Spanien, so erhob sich der Aufstand gegen die Franken von neuem: die Sachsen drangen bis in die Gegend von Köln und Koblenz verwüstend vor, Karl kehrte zurück, setzte bei Wesel über die Lippe und schlug bei Bocholt (Buchuldi) die Sachsen (779), dann zog er durch den Roeswald (silva coesia), eroberte Nottuln und unterwarf die Gegend von Münster und Osnabrück. In jene Zeit fällt auch wahrscheinlich die Stiftung der ersten christlichen Gemeinde in Münster, zu deren Vorsteher der Abt Bernhard ernannt wurde, welcher bis in den Anfang des letzten Jahrzehnts im achten Jahrhundert der Gemeinde vorstand. Der Zug Karls des Großen brachte überall wieder Ruhe und Frieden. Karl glaubte nun sicher, daß die Sachsen sich jetzt auf die Dauer ergeben hätten, und ernannte 782 auf der Reichsversammlung Grafen für das Sachsenland aus Sachsen selber. Auch hatte er schon eine sächsische Mannschaft ausgehoben und sie gegen die Slaven mit einem Teile seines Heeres gesandt. Da erwachte plötzlich in den sächsischen Truppen die alte Freiheitsliebe, sie überfielen den Anführer ihres Zuges und megelten einen großen Teil des fränkischen Heeres und jene Anführer auf dem Gebirge Süntel an der Weser nieder. Auch Wittekind trat jetzt wieder hervor und erregte die Gemüther, zerstörte die Kirchen und tötete oder verjagte die christlichen Priester, aber er und seine Anhänger wüteten nicht nur

gegen die Franken, sondern auch gegen die christlich gesinnten Landsleute und zwangen dieselben, entweder zu verleugnen oder auszuwandern. Wer aber in der Heimat blieb und seinen Glauben bekannte, war seines Lebens nicht sicher: so starb damals auch der fromme Graf Emmig den Märtyrertod. Als Karl der Große über diesen Aufruhr tief empört wieder heranrückte, floh Wittekind über die Elbe, und die Partei der Aufständischen wurde von der fränkischen Friedenspartei bald an Zahl bei weitem überflügelt. Die sächsischen Großen lieferten Karl 4500 ihrer rebellischen Landsleute aus, und Karl ließ dieselben, weil die Sachsen nun viermal sein Vertrauen getäuscht und die Eidschwüre nicht gehalten hatten, an einem Tage bei Verden an der Aller enthaupten: eine graufige Blutthat, welche wieder die Ursache für manche neue Erhebung wurde, denn nun erschien Karl der Gr. der ihm noch feindlich gesinnten Partei als ein grausamer Tyrann. Aber trotz aller rebellischen Erhebungen, welche noch in der Folgezeit fränkische Herrschaft und Christentum abzuschütteln suchten und noch über ein Jahrzehnt besonders in dem Norden währten, wie im Jahre 793, wo ein fränkisches Heer an der untersten Weser überfallen wurde, worauf Karl wiederholt die Maßregel der Verpflanzung der Auführer in das Frankenland anordnete, trat doch jetzt ein Ereignis ein, welches geeignet war, alle diese späteren Erhebungen nicht mehr gefährlich werden zu lassen: und dieses Ereignis war die Taufe des Mannes, welcher seither die Seele aller dieser Empörungen gewesen war, Wittekind's. Was ihn zur Taufe trieb, ist schwer zu sagen. Nicht Übereilung, denn er blieb seinem Taufgelübde treu; nicht Täuschung, das widerspricht seiner Heldenart; es war sein freier Entschluß: er mochte die Nichtigkeit seiner Götzen erkannt haben. Auch hatte er sich fattsam überzeugt, daß sein ganzer Volksstamm von dem Arm des gewaltigen Karl zerschmettert werden würde, wenn ihm noch länger Widerstand entgegengesetzt würde. Mit dem Führer der Ostfalen Albion ließ sich Wittekind 785, wahrscheinlich am Weihnachtsfeste, in Attigny taufen. Daß Karl der Große selber Pate war und auch viele Edlen Westfalens dem Beispiele Wittekind's folgten, ist gut bezeugt: daß aber sein ganzes Heer sich mit ihm habe taufen lassen, ist unhaltbar. Gar manche Sagen haben sich an Wittekind's Taufe angeschlossen. So sei Wittekind als Bettler verkleidet in das Lager Karl des Großen bei Wolmirstedt an der

Elbe gekommen, sei aber an einem krummen Finger erkannt und vor Karl den Großen geführt worden. Diesem habe er erzählt, er habe des Königs Abendmahlsfeier zugeschaut und in der Hostie ein glänzend weißes Knäblein gesehen; solches Wunder habe ihn bekehrt: eine Legende, welche nur zu dem Zwecke gedichtet ist, die Transsubstantiationslehre zu verherrlichen. Unter den Patengeschenken Karls des Großen soll auch das Bild des großen Gottes zu Soest im Dom gehört haben, welches im Mittelalter sehr verehrt worden ist. Auch die außer Attigny genannten Tauforte wie Bardowik u. a. sind sagenhaft.

Dem Christentume blieb Wittekind unverbrüchlich treu, und es werden ihm manche geistliche Stiftungen zugeschrieben: er war aus einem Saulus ein Paulus geworden. Wittekind soll auf einem Kriegszug gegen den Suevenkönig Gerold in Thüringen den Tod gefunden haben und sein Leichnam später nach Paderborn gebracht worden sein, doch macht auch die Kirche von Enger Anspruch auf Wittekind's sterbliche Überreste und zeigt sein Grabmal. Wittekind's Sohn Wilbert zeichnete sich durch viele Stiftungen aus, und sein Enkel gleichen Namens war Bischof in Verden.

Nach Wittekind's Taufe meldete Karl der Große es dem Papste, daß das sächsische Volk nun unterworfen sei und den katholischen Glauben angenommen habe, und ließ am 23., 26. und 28. Juni 786 ein allgemeines Dankfest der abendländischen Christenheit anordnen. — Nun galt es, als es wieder Friede geworden war, im Innern des Sachsenlandes zu bauen am Reiche Gottes. Viele waren in der Zeit des Aufstandes, von Wittekind bedroht, vom Glauben abgefallen; Karl der Große unterhandelte nun mit dem Papste darüber, wie es mit diesen gehalten werden sollte. Die Abgefallenen konnten nach der Ablegung des Glaubensbekenntnisses und durch die eidliche Versicherung, daß sie die christliche Wahrheit treu festhalten wollten, wieder aufgenommen werden. Um die sächsischen Verhältnisse zu regeln, erließ Karl ein darauf bezügliches wichtiges Gesetz, wahrscheinlich auf der Reichsversammlung in Worms 787, wodurch wir einen tiefen Einblick in die damaligen Verhältnisse Westfalens bekommen und begreifen, weshalb Karl so einschneidende Strafen gegen das Heidentum festsetzte. Karl ging von der Voraussetzung aus, daß die gewaltsame Ausrottung der sichtbaren Symbole und Gebräuche des Heidentums den Wirkungen des

Evangeliums die Bahn ebnen werde. Hätte der König das Heidentum nicht auszurotten versucht, wäre die Saat des Evangeliums bald wieder völlig überwuchert worden. Karl glaubte seine Kirchen und Missionsstationen schützen zu müssen gegenüber einem Volk, das noch zum Teil zäh am Heidentum — wenn auch möglichst geheim — festhielt, das wiederholt ihm gegenüber sein Wort nicht gehalten, die christlichen Priester getötet und die Kirchen zerstört hatte. An der Spitze dieser Gesetzgebung steht der Satz, daß die Kirchen Christi größere Ehre genießen sollen, als bis dahin die heidnischen Heiligtümer. Auf Einbruch, Beraubung, Brandsteckung einer Kirche, auf wissentlichem Meineid in ihr, auf Tötung in ihr oder auf dem Wege zu ihr steht die Todesstrafe, welche auch der erhält, welcher einen christlichen Priester erschlägt, wer — trotz der eidlichen Abschwörung — in Feindschaft gegen die Christen beharrt und mit den Heiden Rat gegen sie pflegt, wer sich der Taufe entzieht, wer einen Menschen den falschen Göttern weihet und opfert, wer vom Teufel berückt einem Menschen Hexenkraft zuschreibt und ihn verbrennt, wer in den Fasten Fleisch isst, um die christlichen Gebote zu verhöhnen, wer seine Toten verbrennt. — Diesen harten Strafen folgt die Einschränkung, daß der, welcher freiwillig seine Vergehen einem Priester beichtet und die Kirchenbuße auf sich nimmt, Gnade finden soll. Auch das bestimmte Karl, daß jeder, auch ein Verbrecher, welcher sich in den heiligen Frieden der Kirche flüchte, vor seinen Verfolgern sicher sei, und falls er vom Gerichte zum Tode verurteilt werden würde, vor dieser äußersten Strafe bewahrt werden sollte. Auch konnten die Priester die Fasten erlassen und die Kindertaufe hinauschieben. Jede Kirche ist mit einem Hof und zwei Hufen Landes auszustatten und von je 120 Gemeindegliedern mit einem Knecht und einer Magd. Dazu kam der Zehnte, der den freien Sachsen sehr wenig behagte.

Karls Gesetzgebung in kirchlichen Dingen ist von jeher als hart und gewaltsam bezeichnet worden: viele Bestimmungen sind es gewiß gewesen und erst später auch, als der König seinem neuen Lande völlig trauen konnte, gemildert und abgeschafft worden. Wo aber die Todesstrafe bestehen bleibt, ist sie meist aus dem altsächsischen Recht herübergenommen. Mit seiner unvollkommenen christlichen Erkenntnis, welche den Glauben als ein von Gott vorgeschriebenes Gesetz in einer von der Kirche festgesetzten

Formel auffaßt, fühlte sich Karl als Landesvater verpflichtet, seine Unterthanen durch das Tauffakrament in die Christenheit einzuführen, daher will er den Taufzwang. Nach seiner theokratischen alttestamentlichen Auffassung vom christlichen Staat hielt er sich nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet, mit solchem Zwang vorzugehen. So hat der große König es erreicht, daß bei seinem Tode das Sachsenvolk kein offnes Heidentum mehr hatte und daß es in die Scheunen der äußerlichen Kirche gesammelt war; wie viele aber nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich mit Christo in die Scheunen des Reiches Gottes gesammelt waren, steht dahin. Das christliche Ideal finden wir in der gesetzlichen, äußerlichen Christianisierung durchaus nicht verwirklicht, und das Ideal bleibt der einzig richtige Maßstab der Beurteilung. Auch in der großen Seele des großen Königs kämpfte zuweilen dieses Ideal mit der von dem Augenblick und dem Feuer seines Temperaments diktierten Praxis, welche oft einen schnellen, sichtbaren Erfolg bezehrte; schreibt doch Alkuin von seinem die Sachsen wie die Kanakener behandelnden „David“: „Dies alles weiß mein geliebter David sehr gut, welchem Gott Weisheit und guten Willen gegeben hat.“ Was meinte damit Alkuin? Er spricht sich darüber aus, indem er schreibt: „Der Apostel Paulus sage 1. Kor. 3, 1. 2: Und ich, lieben Brüder, konnte nicht mit euch reden, als mit Geistlichen, sondern mit Fleischlichen, wie mit jungen Kindern in Christo. Milch habe ich euch zu trinken gegeben und nicht Speise, denn ihr konntet noch nicht, auch könnt ihr jetzt noch nicht. — Zur Taufe kann der Mensch gezwungen werden, zum Glauben nicht. Durch Worte des Friedens mögen die Heiden herangezogen werden, nicht durch harte Nötigung. — Wenn man Christi sanftes Joch und leichte Last nur halb so eifrig verkündigen wollte, als die Zehnten einziehen, dann würden die Heiden die Taufe nicht mehr fliehen.“

Die zeitweiligen Bestrebungen Karls des Großen, welche die Gaben und Segnungen des Christentums auch dem innern Sinne des Volkes aneignen wollen, beweisen, daß der Kaiser sich den allein richtigen Anschauungen seines Freundes Alkuin nicht ganz verschließen konnte. Vor allem legte Karl immer größeren Wert auf die Bildung des geistlichen Standes und die bessere Ausübung des Gottesdienstes und der Seelsorge; aber er erreichte nicht viel. Der lateinische Gottesdienst blieb für die Er-

bauung der Seelen unfruchtbar; die bei der Taufe geforderten Kenntnisse erstreckten sich auf einige Antworten in betreff der Teufelsentsagung und des Glaubens. Karl der Große wollte nun gern auch das Vaterunser und den Glauben verdeutschet und erläutert wissen, aber er konnte es nicht durchsetzen. Die Taufpaten hatten nämlich die beiden Stücke, Glaubensbekenntnis und Vaterunser lateinisch aufzusagen, und wer solches nicht konnte, mußte mit Fasten und Schlägen gezüchtigt, und wenn es nicht half, vor den Kaiser geführt werden. — Hier gab man Steine statt Brot. Auch die Predigt, zu welcher nur die Bischöfe verpflichtet waren, konnte dem Volke keine geistliche Nahrung bieten, und wenn Karl der Große auch durch Paul Warnefrieds Sohn aus älteren Predigten eine Mustersammlung herstellen ließ, so diente solche mehr zur Erbauung der Priester, als der Gemeinden. Wenn damals die Beichte nicht gewesen wäre, als eine Gelegenheit zum Austausch der trostbedürftigen und heilsbegierigen Seele mit ihrem Seelsorger, wären die Gemeinden noch mehr verschmachtet. Aber auch diese Beichten waren oft sehr äußerlich. Wir haben aus dem achten Jahrhundert verschiedene Beichten, welche man als Muster aufgezeichnet hat, auch eine altfächsische, in welcher wir u. a. folgenden Sätzen begegnen: „Ich habe nicht so geglaubt, wie ich glauben sollte; ich habe unrecht gebetet und unrecht gesungen; ich habe Meineid geschworen in betreff der Heiligen; ich habe an Kirchen unrecht gethan; ich habe geweihte Speise und Trank verschüttet; ich habe Bischöfe und Priester nicht geehrt und geliebt, wie ich sollte; ich habe Leib und Blut des Herrn nicht mit gebührender Furcht und Inbrunst empfangen.“ — Daß die Beichte fleißig geübt wurde, beförderte Karl der Große dadurch, daß Leute, welche der weltlichen Strafe verfallen waren, sich wieder durch Beichten Milderung bezw. Erlaß der Strafe verschaffen konnten. So sehen wir, daß Karl der Große bestrebt war, nicht bloß den Taufbefehl äußerlich durchzuführen, sondern daß er auch darauf drang, daß die Priester die Seelen innerlich pflegen, lehren und versorgen sollten. Wie viel in dieser Hinsicht bei der großen Menge erreicht worden ist, wie weit die alte heidnische Gedankenwelt von der neuen christlichen überwunden worden ist, weiß nur der allein, welcher Herzen und Nieren prüft.

Mehr zuzugend war der deutschen Volksseele die innige

und sinnige Art, mit welcher die von Rom leider zurückgedrängten irisch-schottischen Missionare das Evangelium predigten, kein anderes Schwert kennend, als das Schwert des Geistes, welches ist das Evangelium, und kein andres Joch auflegend, als das Joch Jesu Christi, nicht starre Satzungen und Formeln, oder gar für das Brechen des Fastengebotes die Todesstrafe androhend, wie Karl der Große. Von dieser innerlichen, der Iro-Schotten Richtung wußte auch noch Alkuin etwas, welcher in jener Geisteslust aufgewachsen war. Daß aber bei manchem Sachsen die Herrlichkeit des Herrn aufgegangen war, zeigt uns des neubefehrten Sachsenvolkes größtes und unerreichbares Geisteserzeugnis, die altsächsische Evangelienharmonie, der Heliand: es ist der deutsche Christus, der Sachsen lieber Herr und starker Volksfürst, der uns hier vor die Augen gemalt ist und alle Saiten, die das deutsche Herz und Leben bewegt, wunderbar erklingen läßt. —
